

Kalisch, Hannes. 1999. Sich auf die Wurzeln besinnen. Indianische Gemeinschaften bei der Festigung ihrer Identität. Vortrag am 10. Juli auf der Landesweiten Deutschlehrertagung vom 8. bis 10. Juli 1999 in Filadelfia; Teil I. Mennoblatt; 70. Jahrgang, Nummer 14 (16. Juli 1999): 3-4.

Kalisch, Hannes. 1999. Sich auf die Wurzeln besinnen. Indianische Gemeinschaften bei der Festigung ihrer Identität. Vortrag am 10. Juli auf der Landesweiten Deutschlehrertagung vom 8. bis 10. Juli 1999 in Filadelfia; Teil II. Mennoblatt; 70. Jahrgang, Nummer 15 (1. August 1999): 3-5.

Sich auf die Wurzeln besinnen

Indianische Gemeinschaften bei der Festigung ihrer Identität

Vortrag am 10. Juli 1999 auf der
Landesweiten Deutschlehrertagung vom 8. bis 10. Juli 1999 in Filadelfia

Hannes Kalisch

1. Terminologische Vorbemerkungen

Ein Thema wie das vorliegende über die Festigung der Identität könnte den Eindruck erwecken, wir wollten von kultureller Reinheit sprechen, von Purismus, der in eine Erstarrung führt –in der deutschen Geschichte kennt man ja derartige Bewegungen. Mit einem solchen Unterfangen jedoch würden wir dem Leben den Rücken kehren: Leben besteht aus Veränderung, aus Geburt, Wachstum und Tod, aus Freude und Schmerz. Mit einem Wort, Leben besteht aus Bewegung und Dynamik. Ich will im folgenden vom Leben sprechen, und wir werden sehen, was das im Bezug auf die Festigung der Identität bedeutet.

Der Begriff der Identität ist in Mode und hat, wie viele modische Begriffe, eine diffuse Bedeutung. Bevor wir uns deshalb der Situation indianischer Gemeinschaften zuwenden, müssen wir diesen Begriff definieren, damit wir wissen, worüber wir sprechen. Der argentinische Anthropologe Miguel Bartolomé nimmt eine zentrale Unterscheidung zwischen Identität und ethnischem Be-

wusstsein vor. Grob gesagt ist die Identität die Definition nach außen, gegenüber den Anderen und dem Anderen. Das ethnische Bewusstsein dagegen ist die Definition nach innen, die Bestimmung des Eigenen, sozusagen die Substanz, der Inhalt der Identität. Wir können somit resümierend sagen, Identität ist das Resultat eines Prozesses der Bestimmung des Eigenen und einer Selbstbestimmung gegenüber dem Fremden. Damit sind wir beim Thema: Wenn wir von der Festigung der Identität sprechen, dann geht es um die Definition des Verhältnisses zwischen Eigenem und Fremdem.

Wir haben nun die theoretischen Voraussetzungen dafür geschaffen zu schauen, wie Identität in indianischen Gemeinschaften aussieht, welcher Dynamik sie unterliegt, anders gesagt, wie sie lebt. Zunächst einmal ist jedoch eine weitere terminologische Klarstellung nötig. Wenn wir der Vielfalt gerecht werden wollen, in der sich das Leben im Chaco darstellt, müssen wir davon absehen, generisch von 'indianischen Gemeinschaften' zu sprechen. Auch wenn vieles, was wir im folgenden sagen, verallgemeinerbar ist, so müssen wir uns bei dem Versuch, uns der Wirklichkeit anzunähern, anerkennen, dass die einzelnen Ethnien sehr unterschiedliche Prozesse durchlaufen und durchlaufen haben, die simple Verallgemeinerungen problematisch machen. Im folgenden beziehe ich mich deshalb auf die Enlhet im Gebiet der Kolonien.

2. Die historischen Vorbedingungen

Die historischen Vorbedingungen der indianischen Gemeinschaften in Hinsicht auf Eigenes und Fremdes unterscheiden sich von denen deutscher Gemeinschaften in Paraguay ganz wesentlich. Insbesondere im Fall der Mennoniten sehen wir einen stark reflektierten Willen mit langer Tradition, das Eigene zu erhalten und zu verteidigen. In Zeiten besonderen Wandels und Drucks haben sie sich ganz besonders auf das Eigene konzentriert, sind unter Umständen sogar gewandert, um es zu bewahren. Als sie in den Chaco kamen, hatten sie das Leben in einer fremden Umwelt bereits geübt und definiert: Ihr Selbstbewusstsein war stark geprägt von der Abgrenzung in einer kulturell andersartigen Umgebung, vergleichbar mit dem der Juden in der Diaspora.

Anders war die Situation der Enlhet zur Zeit der mennonitischen Ansiedlung. Eine massive Eigendefinition gegenüber dem Fremden war nicht nötig gewesen, weil sie mit diesem nur dann in Kontakt kamen, wenn sie ihr eigenes Territorium verließen, etwa, um kurzzeitig Arbeit in den Fabriken am Río Paraguay zu suchen. Deshalb waren sie unvorbereitet, als es zu einem massiven Einbruch des Fremden in ihr Territorium kam: Obwohl sie sehr wohl ein Bewusstsein des Eigenen hatten, war ihnen offensichtlich nicht genügend klar, dass das Fremde eine Bedrohung dafür darstellen könnte.

Die Einwanderung der Mennoniten bildete nicht den einzigen Kontext, in dem es zu Begegnungen der Enlhetgruppen mit der neuen Welt kam; es lassen sich mehrere, nicht notwendigerweise deutlich voneinander trennbare Kontaktfronten ausfindig machen: die Besiedlung des Chaco, Mission, Estancias, Fabriken. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit gleichen sich diese Fronten darin, dass die Enlhet nicht auf eigenen Wunsch mit dem Fremden in Kontakt kamen. Es wurde ihnen vielmehr aufgedrängt, ohne dass es reelle Ausweichmöglichkeiten für sie gegeben hätte. Die Aussage, dass ein Kontakt freiwillig gesucht wurde, etwa im Falle der Nivaclé und Ayoreo, die ihren ursprünglichen Wohnraum verließen, um in den zentralen Chaco zu ziehen, stimmt nur sehr bedingt. Der Lebensraum dieser Gruppen war bereits so sehr eingeschränkt, dass ihnen keine andere Alternative blieb, als die Flucht im Angriff zu suchen.

3. Die spezifische Enlhet-Fragestellung

An dieser Stelle bleibt uns kein Raum, die Gründe dieser Prozesse und ihre Dynamik in ihrer ganzen Dramatik nachzuzeichnen und zu analysieren. Offensichtlich ist jedoch, dass der Kontakt mit einer fremden Welt für die Enlhet einen großen Wandel bedeutet hat. Eigenes und Fremdes sind Wechselbeziehungen mit einer hohen Eigendynamik eingegangen. Die wichtigsten Parameter für diesen Prozess des Wandels wollen wir im folgenden nachzeichnen.

Mit der Einwanderung der Mennoniten kam es zu mehreren Schockerlebnissen für die Enlhet. Da ist der Chacokrieg zu nennen, während dessen sie von den paraguayischen und bolivianischen Soldaten verfolgt und getötet wurden. Dann kam es als Folge der Fremdbesiedlung des Chaco zu Krankheitsepidemien unter ihnen, die vielen das Leben kosteten. Die Erschütterung ihrer Welt wurde dadurch verstärkt, dass sie ganz plötzlich und ohne eigenes Zutun in einer neuen Umwelt lebten, in der neue Lebensbedingungen und neue Spielregeln galten, die dem Eigenen in wesentlichen Bereichen die Funktionsgrundlage entzogen. Untermauert wurde diese Entwicklung durch eine –zumindest subjektiv betrachtet– technische Überlegenheit der Einwanderer.

Ein Beispiel soll den Wandel verdeutlichen. Bisher hatten die Enlhet die größte Zeit des Jahres in kleinen Gruppen zusammengelebt, die keinen festen Wohnsitz, sondern nur eine feste Wohnregion hatten. Mit der Ansiedlung der Mennoniten begannen sie, sich zusammenzuziehen. Das geschah zunächst aus Neugier und Reiz am Fremden, später wurden sie im Rahmen der Mission auch bewusst gesammelt. Gleichzeitig suchten die Mennoniten Arbeiter, und das kam den Enlhet entgegen, weil sie für ihre Arbeit Güter wie Kleider, Äxte usw. einhandeln konnten. Mit der erhöhten Menschenansammlung jedoch wurde das Jagen und Sammeln schwieriger; damit rückte auch die Frage nach Lebensmitteln in den Vordergrund: Sehr schnell waren die Enlhet abhängig geworden und hatten die Wissenschaft vom Leben im Chaco für eine simple Lohnarbeit eingetauscht.

Auch für das soziale Leben der Enlhet hatte das Zusammenleben in einer größeren Gruppe wesentliche Folgen. Bisher war die Zusammenkunft Festzeit gewesen, nun wurde sie Alltag mit einer Vielzahl von Konsequenzen. Mechanismen des Zusammenlebens, die bisher funktionierten, passten nicht mehr ohne weiteres für das enge Zusammenleben vieler Leute: Konflikte rücken näher auf die Haut; es stellte sich die Frage nach einem Leiter mit gewandelten Funktionen; die neue Gesundheitssituation erforderte neue Antworten. Geld legte einen andern Umgang mit Eigentum nahe; das Verhältnis des Beitrags von Mann und Frau zum Haushalt veränderte sich. Einen Eindruck von diesem Wandel geben die Biographien alter Enlhet aus Ya'alve-Saanga, die in Kürze herausgegeben werden sollen; den deutschsprachigen Lesern ist der Bericht von Abram Loewen zugänglich.

In dem Maße, in dem die Welt nicht mehr wie gewohnt funktierte, wurden Teile der eigenen Art zu leben langsam und meist unbemerkt aufgegeben und vergessen. Verstärkt wurde diese Tendenz durch eine Haltung der Einwanderer, die den Enlhet ihre Form zu sein und zu denken ganz massiv aufdrängte, weil nämlich das Eigene der Enlhet von den Einwanderern im besten Fall als minderwertig, oft sogar als verwerflich angesehen wurde. Das Kriterium für ihr Urteil war dabei vor allem das Maß, in dem die Unterwerfung der Umwelt möglich war –in diesen Bereich gehörte die Rede vom “faulen Indianer”, von der “nun einsetzenden Entwicklung” des Chaco, usw. Obwohl die Einwanderer anfänglich sehr stark auf die Hilfe der Enlhet angewiesen waren, um sich im Chaco einzuleben, übersahen sie, wie gut sich die Enlhet an den angeblich so feindlichen Chaco angepasst hatten –das Wort von der “grünen Hölle” ist kein Wort der Enlhet. Aus Gründen, die wir

schon erwähnt haben, kam es kaum zu einer Verteidigung des Eigenen durch die Enlhet. Mehr noch: Oft wurden sogar von ihnen selbst die unangemessenen Urteilstkriterien der Fremden benützt, um das Eigene zu beschreiben.

Die Fatalität dieser Entwicklung liegt nun nicht im Wandel des Eigenen, sondern darin, dass das Eigene verlassen und zerstört wurde, ohne dass es zu einem gleichwertigen Ersatz gekommen wäre: Das Fremde ist nicht Eigenes geworden. Die Enlhet waren abhängig geworden, lebten nun in einer Welt, die sie in einigen zentralen Bereichen nicht mehr eigenständig handhaben konnten, weil ihnen die kulturellen Mechanismen dazu fehlten. Dadurch, dass das Eigene schwand, ist es für sie zu einem üblen Vakuum eingeschränkter Handlungsfähigkeit gekommen. Weil die Enlhet aus diesem Vakuum heraus keine konkreten Wege sehen, entsteht heute, nach siebzig Jahren, der – in der Tat fatale– Eindruck, dass, je mehr das Eigene verloren geht, das Fremde umso mehr gesucht wird. Obwohl keine wirkliche Überzeugung besteht, dass das Fremde besser sei, wird in ihm ein Ausweg aus der Handlungsunfähigkeit vermutet, und das umso mehr, als sich das Fremde ständig aufdrängt, durch seine bloße Existenz, aber auch durch Institutionen, die sich mehr Formen als Inhalten verpflichtet wissen, etwa der Schule.

Indem nun das Eigene vergessen und gleichzeitig das Fremde übermächtig wird, kann es dazu kommen, dass die eigene Identität als negativ empfunden wird, das heißt als etwas Lästiges, als eine Behinderung, die zu einer Leugnung des Eigenen und in der Folge zu einem mangelnden Selbstbewusstsein führt. Damit umgekehrt eine Identität positiv erhalten bleibt, muss es möglich sein, mit Hilfe des Eigenen die Welt zu meistern; dafür jedoch ist Kontinuität unabdinglich. Das heißt, obwohl Wandel unvermeidlich ist –ganz besonders dann, wenn so unterschiedliche Kulturen aufeinandertreffen wie im Chaco–, darf er nicht vom Eigenen fortführen. Was das bedeutet, wollen wir nun zeigen.

4. Dynamisierung der Gegenwart

Schon auf der Ebene des Individuums ist Kontinuität zentral. Der Verlust des Eigenen führt zu einem Bruch, zu einer Entfremdung, die vom Einzelnen sehr schmerzhaft erlebt wird, vergleichbar mit dem Schmerz, den wir in Zusammenhang mit dem Tod erleben. Diesen Schmerz haben mir sowohl Enlhet bei Puerto Casado mitgeteilt, die ihre Sprache verloren haben, als auch deutsche Flüchtlinge mehr als fünfzig Jahre nach dem Krieg, die ihre Heimat verloren haben: Das Fremde kann kein Wohlbefinden geben.

Viel wichtiger noch als eine emotionale Kontinuität ist die Kontinuität des Weltverständnisses –obwohl die beiden nicht eigentlich trennbar sind. Wir sagten bereits, dass es für ein angemessenes Leben möglich sein muss, die Welt zu meistern, und dazu ist es nötig, sie zu verstehen. Verstehen jedoch können wir sie nur mit den Mitteln, die wir kennen und beherrschen, die uns vertraut sind. Mit anderen Worten, die Welt, die Umwelt kann nur mit Hilfe des Eigenen gestaltet und handhabbar werden. Obwohl auf eine neue Umwelt auch neue Antworten nötig werden, ist es unmöglich, das Neue über die Abtötung des Eigenen zu erwerben, es bliebe unverstanden und bekäme kein Eigenleben. Vielmehr muss das Neue aus dem Eigenen heraus entstehen, ins Eigene eingebettet sein.

Dass man das Neue nicht über das Fremde einführen kann, leuchtet am Beispiel des Schreibunterrichts unmittelbar ein. Obwohl dieser in der Theorie von der Muttersprache ausgeht, lernen in der Praxis viele Enlhet-Kinder Lesen und Schreiben auf Spanisch. Das bedeutet, dass von

ihnen eine doppelte Abstraktion verlangt wird: Die des Alphabets und die der fremden Sprache. Das führt zu einer großen Verunsicherung der Schüler und zur häufigen Klage der Lehrer, dass ihre Schüler nicht intelligent seien. Angemessener wäre, das Neue, das Alphabet, mit Hilfe des Bekannten, der Muttersprache zu erlernen, um so das Neue auf die Sicherheit, die das Bekannte und vertraute Eigene gibt, aufzubauen. In anderen Bereichen, die weniger leicht durchschaubar sind, verfährt man ganz ähnlich, und generell zeigt sich, dass das Fremde kein Weg ist, um das Neue dynamisch, das heißt handhabbar zu machen.

Dennoch hat man von außen her oft versucht, Fremdes unter den Enlhet einzuführen, indem das Eigene unterdrückt wurde – eine Methode, die die lokale, nationale und internationale Indianerpolitik lange bestimmt hat. Weil das Neue auf diesem Weg nicht nachhaltig verstanden werden kann, ist es nicht verwunderlich, dass das, was vom Fremden übernommen wurde, oft ein Abklatsch des Originals ist, sekundäre Formen, und es wird erklärbar, warum typischerweise Entwicklungshilfeprojekte nicht alleine laufen, sondern ständiger Begleitung bedürfen, um sich nicht im Nichts zu verlieren, während die Enlhet in Bereichen, in denen sie sich selbst überlassen sind, äußerst effizient leben, etwa bei der Gestaltung ihres Zusammenlebens und im Umgang mit ihren mangelnden materiellen Mittel.

Es geht somit nicht darum, fremde Methoden an die Hand zu geben, um sich in einer fremden Welt zurecht zu finden, sondern darum, eigene Methoden für die fremde Welt zu entwickeln. Indem dem Eigenen ein Wert zugemessen wird, indem man es kennt, verwendet und sich darauf besinnt, wird es dynamisch. Wenn es so auf die Umwelt angewendet wird, dynamisiert sich auch die Welt, wird handhabbar und eigenständig gestaltbar; es kommt zu einer neuen Stärkung des Selbstbewusstseins und damit der Identität.

5. Die Besinnung auf das Eigene

Der Weg zu einer lebendigen Gestaltung der Welt führt somit über eine Besinnung auf das Eigene. Jeder Verlust an Eigenem bedeutet umgekehrt einen Verlust an Kenntnissen und Fähigkeiten, an Gefühlen und Handlungsweisen, kurz gesagt einen Verlust an zivilisatorischer Substanz der Menschheit. Mit anderen Worten, Eigenes zu leben bedeutet, Schöpfung zu bewahren. Inzwischen ist längst klar, dass wir unter dem Eigenen nicht zuerst Formen, sondern Funktionsweisen verstehen, das heißt Möglichkeiten, die Welt zu gestalten und in ihr zu leben. Folglich bedeutet eine Besinnung auf das Eigene nicht den starren Erhalt von Formen, etwa von Tänzen und Riten, sondern einen dynamischen Prozess, der die Kontinuität bezüglich dessen wahrt, was bisher auch schon Eigenes war. Kultur ist schließlich kein Museum, sondern Teil des Lebens!

Dennoch ist klar, dass das Eigene in Formen eingebettet ist. Die Besinnung auf das Eigene muss deshalb gleichermaßen Funktionsweisen und Formen berücksichtigen. Für die Schule beispielsweise würde das bedeuten, dass Enlhet-Inhalte und Enlhet-Werte unterrichtet werden, auf Enlhet, aber auch auf Enlhet-Weise. Der Weg zu einer entsprechenden Schule ist lang und bei den vielgeschichteten Interessenslagen hier im Chaco möglicherweise auch gar nicht begehbar.

Einige bewusste Ansätze der Enlhet zu einer Besinnung auf das Eigene lassen sich beobachten. Als Hilfsmittel dazu verfügen sie beispielsweise über ein einsprachiges Wörterbuch, das ihnen ihre Sprache vor Augen führt. Weit wichtiger noch ist in diesem Zusammenhang die Sammlung von Biographien alter Enlhet, die ihre Diskussion über das Eigene, das heißt über eigene Werte, eigene Ziele, eigene Verhaltensweisen, eigene Geschichte vertiefen kann. Bei den Maskoy im

Alto Paraguay, einer Gruppe der Enlhet-Familie, die heute vor allem Guaraní spricht, hat die Besinnung auf das Eigene dahin geführt, dass sie Anstrengungen unternimmt, ihre verlorene Muttersprache, das Guaná wiederzubeleben.

Wie schwierig es ist, Eigenes in einer kulturell andersartigen Umgebung zu pflegen, ist ihnen als Lehrer wohlbekannt. An dieser Stelle möchte ich nur einige Stichpunkte nennen, die mir in Gesprächen mit Lehrern in Filadelfia immer wieder ins Auge fallen: Da ist die Unterstützung durch Entsandtler aus Deutschland, dann auch die Unzufriedenheit mit dem nationalen Lehrplan, die auf unterschiedlichen Bildungsvorstellungen beruht. Und schließlich findet sich in den Kolonien die Problematik mit dem Spanischen: Inhalte auf Spanisch werden von den Schülern oft nur in einer erstarrten Form gelernt, ohne dass sie wirklich verstanden wären.

Für die Enlhet nun sieht der Kontakt mit dem Fremden noch sehr viel dramatischer aus als für die Mennoniten. Diese handeln nämlich nach dem westlichen Muster, so wie die Gruppen der nationalen Gesellschaft, mit denen sie normalerweise in Kontakt kommen, auch. Die indianischen Gemeinschaften dagegen funktionieren *vollkommen* anders, wie etwa die Kurzgeschichte "Vom Geteilten Wasser" zeigt, die vor einigen Wochen im Mennoblatt erschienen ist. Oft leben in den indianischen Gemeinschaften noch Werte, die in einer rein materiell und finanziell ausgerichteten Welt leicht verloren gehen, obwohl sie in Wirklichkeit viel lebenswichtiger sind, als die materiellen. Die Betonung des Materiellen und der Dominanz des Geldes ist ein großer Irrtum unserer Zeit, eine Verführung, die deshalb so gut läuft, weil sie vorhandene Bedürfnisse ausnützt. Wieso den indianischen Schülern und Gemeinschaften diesen Irrtum aufdrängen?

6. *Praktische Schlussfolgerungen und methodologische Anmerkungen*

Wieso stelle ich diese Zusammenhänge nun vor? Mehr von unserer Umgebung zu wissen kann uns helfen, ein Verständnis für Fragen zu entwickeln, die mit Indianern zu tun haben, um sensibler mit ihnen umzugehen. Wir müssen etwas von diesen Identitätsprozessen wissen, damit wir unsere kulturelle Vielfalt hier im Chaco angemessen gestalten können. Eine Gestaltung des Zusammenlebens ist nicht nur aus ethischer Sicht nötig, sondern auch deshalb, damit sich nicht etwa Konflikte zwischen ethnischen Gruppen anstauen und somit in eine unfriedliche Zukunft führen, weil sie nicht interkulturell diskutiert werden.

Abgesehen davon ist der Umstand, dass wir mehr vom Andern wissen, immer auch dazu nützlich, um etwas voneinander zu lernen. Und damit kommen wir zu einer wichtigen methodologischen Einsicht: Alles hat seinen eigenen Wert und seine eigene Größe. Wenn wir bezüglich eines für den Menschen so zentralen Bereichs wie Sprache und Kultur werten wollen, setzen wir uns der Gefahr aus, einfältig zu urteilen, weil wir das, über was wir reden, nicht annähernd, und vor allem nicht aus sich selbst heraus verstehen: In dem Moment, in dem wir zu werten beginnen, verstellen wir uns den Blick auf die Wirklichkeit, weil wir versuchen, die Größe des anderen mit unserer eigenen Kleinheit zu messen. Methodologisch angemessen handeln wir dagegen, wenn wir das Andere stehen lassen und versuchen, es zu begreifen. Klar ist, dass dieser Weg Ringen bedeutet, weil es Unsicherheit mit sich bringt, sich auf Unverstandenes einzulassen.

Dieses Ringen stellt eine ständige Spannung für den Betrachter, den "Helfer", den Lehrer dar. Weil er das unverstehbare Andere nicht versteht, steht er in Gefahr, es als falsch, schädlich oder gar gefährlich zu beurteilen. Ich spreche zu Pädagogen, und die wissen, dass die Aufgabe des

Lehrers die ist, dem Kind Möglichkeiten an die Hand zu geben, sich mit seinen Begabungen und sonstigen Voraussetzungen optimal zu entwickeln. Es geht nicht darum, Immitationen des Lehrers zu schaffen, sondern dem Kind zu helfen, zu sich selbst zu finden. Was somit vor allem nötig ist, in der Schule, im Kontakt mit anderen Menschen und in der Begegnung mit anderen Kulturen, ist menschliche Weite, die in die Freiheit führt, nicht in eine Einfriedung, die wir selbst definiert haben.

Ya'alve-Saanga, den 9. Juli 1999